GEBURTSTAG

Pierre Richard wird 85

Der französische Schauspieler wurde am 16. August 1934 in Valenciennes (Nordfrankreich) geboren.

Nach der Schauspielschule begann er als Komiker und Kabarettist auf kleinen Pariser Bühnen und trat unter anderen mit Philippe Noiret auf. Seit seinem Kinoerfolg „Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh“ hat Pierre Richard in etlichen Filmkomödien mitgewirkt, deren Titel darauf anspielen: „Der lange Blonde mit den roten Haaren“, „Der Sanfte mit den schnellen Beinen“, „Der große Blonde auf Freiersfüßen“. Zusammen mit Gérard Depardieu spielte Pierre Richard in den Kumpelkomödien „Der Hornochse und sein Zugpferd“, „Zwei irre Spaßvögel“ und „Die Flüchtigen“. Der Schauspieler hat zwei Söhne, die Musiker sind, und betreibt ein Weingut in Gruissan (Südfrankreich). *Foto: dpa*

WEISHEIT

„

Was glücklich macht, macht süchtig.

Bruno Ganz
Schweizer Schauspieler, 1941–2019

BUCHTIPP

Der letzte Sommer vor dem Weltkrieg

August 1939. Es ist Ferienzeit, doch im Hintergrund ziehen sich dunkle Wolken zusammen. Adolf Hitler plant längst seinen Angriffskrieg. Hauke Friederichs lässt den Sommer, bevor der Krieg begann, in einer Art Tagebuch Revue passieren. „Funkenflug“ schildert den letzten Friedenssommer aus Sicht ganz unterschiedlicher Personen. Da sind Katia und Thomas Mann, die ihren Urlaub an der holländischen See nicht so recht genießen können, während Sophie Scholl und Fritz Hartnagel in der Künstlerkolonie Worpswede entspannen. Der Schreinermeister Georg Elser bereitet derweil mutterseelenallein sein Attentat auf Hitler vor, und der junge John F. Kennedy reist durch Europa und erkennt klar die drohende Kriegsgefahr. Derweil agieren Politiker und Diplomaten in Deutschland, England und Polen hektisch hinter den Kulissen. Wie schon in seinem Buch „Die Totengräber“ über das Ende der Weimarer Republik gelingt es Friedrich in diesem reportageartigen Buch, Weltgeschichte über das Schicksal einzelner Menschen erfahrbar zu machen. *dpa*

Funkenflug
Aufbau, geb., 376 S., 24 Euro

„Bei Woodstock war ich im Geist dabei“

Serie Hessische Musiker und Musikmanager erinnern sich an jene drei Tage nördlich von New York, die auch ihre Welt veränderten

VON DETLEF KINSLER

Woodstock war die Mutter aller Festivals. Auch wenn die zentrale Jubelfeier zum 50. Geburtstag endgültig abgesagt wurde. Viele Künstler zehren nach wie vor vom Mythos des Ereignisses. Letzter Teil einer Serie.

Andreas Rau erlebte die Woodstock-Stars im Elternhaus. Foto: privat

Rainer Weisbecker. Foto: Kinsler

Sepp Niemeyer. Foto: Kinsler

Werner Reinke. Foto: Kinsler

Andreas Rau, Professor an der Munich University of Applied Sciences/Musiker, Sohn der Veranstalter-Legende Fritz Rau (Lippmann+Rau): Woodstock habe ich erst ein paar Jahre später, als ich in die Pubertät gekommen bin, auf den Schirm gekriegt – genauso wie „Easy Rider“. Ich habe das quasi phasenverschoben erlebt, als ich ’72, ’73 wach geworden bin. 1969 war ich 11 und habe das mit der Musik noch gar nicht so richtig realisiert. Ich war halt überall dabei, auch als sich bei uns im Bungalow in Stierstadt unser Wellensittich im Haar von Jimi Hendrix verfing. Es waren auch ein paar andere „Woodstock“-Musiker bei uns daheim, „Ten Years After“ oder Joan Baez, die ja noch ein „Ave Maria“ für meine Mutter gesungen hat, als sie so krank war. Sie war eine enge Freundin der Familie. Aber das konnte ich in dem Alter noch gar nicht honorieren.

Tony Carey, Musiker („Planet P“, „Rainbow“, Peter Maffay): Woodstock und ich im August 1969 – da war ich 15 und lebte in Westport, Connecticut, etwa zwei Fahrstunden entfernt von Bethel, NY, und hörte natürlich vom „Woodstock Music and Arts Fair“. Ein Freund und ich machten alle Anstrengungen, um irgendwie dahin zu kommen, standen am Highway, reckten unsere Daumen in die Luft, um per Anhalter dahin zu kommen. Es war heiß, feucht und sah nach Regen aus. Alle paar Minuten tönte es aus dem Radio, fahrt nicht dahin, es gleicht einem Katastrophengebiet, und die Straßen sind gesperrt worden. Das stellte sich dann später als falsch heraus. Trotzdem gaben wir auf und machten uns auf den Weg nach Hause. Also habe ich es nur beinahe nach „Woodstock“ geschafft. Klar versank alles im Schlamm, war überfüllt, schlecht organisiert, 400 000 Hippies im Matsch. Klingt nahezu perfekt, oder? „Santana“, „The Who“, Joe Cocker, „Crosby, Stills and Nash“, Hendrix, alle waren sie da. Ihre Auftritte sind legendär, und der geheimnisvolle Nimbus lebt weiter. Es war das erste große Drei-Tage-Festival (später sollte es weitere geben), ganz ohne Gewalt trotz extremster Umstände, Geburten, Todesfälle, genau wie in einer Stadt mittlerer Größe, auf alle Fälle ein Meilenstein für meine Generation.

50 Jahre Woodstock
Eine Serie

DJ Konrad, „The Up Club“, „Moonshake Party“: Woodstock war nur eines von vielen Festivals – wegen seiner Größe berühmt, wegen des Schlamms für den Saubermann, der nicht gleich mit Altamont oder der Berliner Waldbühne drohen wollte, zur Abschreckung geeignet. Über Flower Power mag man lachen oder mit dem Finger drauf zeigen, doch vier Finger zeigen nur auf einen selbst zurück.

Rüdiger Waldmann, Bassist der deutschen Beatband „The Petards“, Mitbegründer des Burg-Herzberg-Festivals: „Love and Peace“, beide Worte sprechen für sich, gelebt vor 51 Jahren auf unserem ersten Burg Herzberg Festival und ein Jahr später in Woodstock. Damals ganz ohne Security, und es gab noch keine Handys. Und heute beim Herzberg Festival: wenig Security und immer noch fast keine Handys zu sehen. Aber der Gedanke von Woodstock und auch heute noch auf dem Herzberg-Festival hat nichts von seiner Bedeutung eingebüßt: ein gewaltfreies friedliches Zusammenleben, Respekt vor dem Anderen, begleitet von guter „handgemachter“ Musik. Ich freue mich darüber, dass dies nun schon in der dritten Generation Bestand hat.

Werner Reinke, Moderatoren-Legende, HR 1 Reinke am Samstag: Ehrlich gesagt: Woodstock ging damals völlig an mir vorbei, und für Love-And-Peace-Mythen war ich schon immer „too much down to earth“. Das war mir alles sehr fremd, außer dass ein paar schöne Songs dabei herausgekommen sind.

Gunther Lorz, Geschäftsführer, Burg Herzberg Festival: Ich habe im Grunde nichts für das alte Woodstock Festival übrig. Und wir hatten ja beim Burg Herzberg Festival schon einige Musiker, die dort aufgetreten sind und mein distanziertes Bild bestätigt haben. Das „Freak Valley Festival“, die „Zappanale“, „Wutzdog“ und „Stones from the Underground“ – er gibt viele Festivals, mit denen wir uns näher verbunden fühlen.

Richard Schönherz, Rilke Projekt: Das Woodstock Festival erweckte in mir die Sehnsucht, irgendwann einmal in Kalifornien zu leben, was ich elf Jahre später auch umsetzte.

Seppl Niemeyer, Musiker („The Terrible Noises“), Programmplaner („Sommerwerft“, „VirusMusikRadioShow“) und Moderator („Radio X“): 1968/69 war auch viel Science Fiction im Spiel, aber die junge Generation hatte unter dem Eindruck des Vietnamkrieges eines im Blick: den Menschen. Die Freiheiten, die man sich da erkämpfte, und die Visionen, die da aufgeblüht sind, werden in der heutigen Zeit wieder beschnitten aufgrund eines wirtschaftlichen Kalküls oder für irgendeine Form von Egoismus. Das ist einfach nur traurig. Da sind Hippie-Festivals wie auf Burg Herzberg oder auch die „Sommerwerft“ total wichtig. Weil wieder eine andere Art des Zusammenlebens diskutiert wird, man zusammenrückt, tolerant ist, seinen Geist wieder befreit. Dafür müssen wir wieder kämpfen.

Nils Selzer, Musiker und Labelchef, „Strassenjungs“/Tritt Records: Bei Woodstock war ich im Geist dabei. Wie viele andere Musiker hier glaubten wir an den Spirit von „Make love, not war“. Diesen Slogan finde ich immer noch richtig und gut, auch angesichts der Kriege, die es heute noch gibt. Da hat sich nichts zum Guten, eher zum Schlechten verändert. Wenn man die Liebe der Knarre vorzieht, wäre die Welt sehr viel angenehmer.

Rainer Weisbecker, hessischer Bluesbarde und Mundartdichter: Es gibt drei Filme, die für mich wichtig waren: Das war „Easy Rider“, „Alice’s Restaurant“ und Woodstock. Die sind mir heilig, ich bin froh, in einem Alter zu sein, dass ich mich noch zur Woodstock-Generation zählen darf. Ich bin nicht so rumgelaufen, wie man das heute bei Hippies so denkt. Aber das ganze Feeling, wenn ich an die Festivals in Germersheim denke – nachts bekifft im Schlafsack gelegen und „Pink Floyd“ gehört – das war schon ein besonderes Gefühl, das später ein bisschen verloren gegangen ist.

ANZEIGE

MUSIKFEST EROICA
DO 05 SEPT 20:00 Großer Saal
GUSTAV MAHLER JUGENDORCHESTER
HERBERT BLOMSTEDT *Leitung*
CHRISTIAN GERHAHER *Bariton*
ALTE OPER
FRANKFURT
TICKETS 069 1340 400/WWW.ALTEOPER.DE

Wem gehören die Trommeln aus Afrika?

Kulturgüter Auch die Missionsmuseen müssen die Rückgabe bestimmter Stücke ihrer Sammlungen prüfen

Über den Umgang mit kolonialem Kulturgut in Museen wird heftig gestritten. Auch die Missionsammlungen bleiben nicht außen vor. In Wuppertal, Halle und Herrnhut denkt man über „sensible Objekte“ nach und sucht den Dialog mit der „heritage community“.

VON R. KORTHEUER-SCHÜRING

Auf dem „Heiligen Berg“ in Wuppertal lagern sie derzeit gut in weiße Folien verpackt im Depot: Fast 5000 Objekte aus den ehemaligen Missionsgebieten, Speere, Messer und Trommeln, tönerne Töpfe, Figuren, Ahnenstäbe. Das Depot zieht um – innerhalb des Komplexes der Vereinigten Evangelischen Mission (VEM). „Sensible Objekte sind sicher darunter“, sagt Museumskurator Christoph Schwab zur Sammlung. Bei vielen Stücken sei aber gar nicht bekannt, wann und wie genau sie hierher kamen.

Die Debatte über den Umgang mit Kulturgütern aus ehemaligen Kolonien in Afrika und Asien hat auch die Missionssammlungen erreicht. Rund 80 solcher kirchlichen Museen gibt es in Deutschland, die meisten klein, etwa in Ordenshäusern. Aber auch Häuser mit umfangreichem Bestand sind darunter – wie die Sammlung der Herrnhuter, heute Teil der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden. Mit vergleichsweise geringen Mitteln ausgestattet, führen die meisten von ihnen ein Schattendasein.

Jetzt aber kommen Anfragen. Der Deutsche Kulturrat fordert, die kirchlichen Museen in der aktuellen Debatte einzubeziehen. Und der senegalesische Ökonom Felwine Sarr verlangte kürzlich, die missionsgeschichtlichen Sammlungen müssten die Aufarbeitung in Angriff nehmen. Sarr und die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy hatten Ende 2018 in einem Gutachten für den französischen Präsidenten Emmanuel Macron die Rückgabe des kolonialen Erbes gefordert. Das löste auch in Deutschland eine Kontroverse aus.

„Wir arbeiten die Geschichte sehr wohl auf – seit langem“, betont Schwab und verweist auf den „Studienprozess“ der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zum Thema Kolonisation, bei dem zwischen 2007 und 2011 bereits viel erarbeitet worden sei. Zudem gebe es vermehrt Forschungsprojekte. „Provenienzforschung ist allerdings auch eine Kapazitätenfrage“, sagt er.

Afrikanische Trommel aus Holz und Leder im Museum der Vereinigten Evangelischen Mission (VEM) in Wuppertal. Foto: epd

Gelegentliche Randnotiz

Im VEM-Museum Auf der Hardt, das rund 300 Objekte in seiner Dauerausstellung zeigt, ist die Provenienz nur in Einzelfällen nachzuvollziehen. Inventarlisten gingen teils in zwei Weltkriegen verloren. Vorhandene Briefe der Missionare enthalten nur gelegentlich eine Randnotiz zu Gegenständen, die sie nach Hause schickten.

Auch die Digitalisierung der Bestände – heute oft gefordert, um Herkunftsgesellschaften Zugang zu den Objekten zu gewährleisten – sei „nicht zu stemmen“, sagt Schwab. Allerdings bestünden seit langem Beziehungen zur Namibian Museum Association (NMA). Sie hat Listen mit Objekten bekommen.

Restitutionsforderungen seien daraus nicht erstanden, sagt Schwab. Von einigen christlichen „Trophäen“, also den Missionaren übergebenen heidnischen Kultobjekten abgesehen, sei das meiste im Depot wohl „Touristenware“, die in Missionswerkstätten gefertigt wurde. Aufgrund der partnerschaftlichen Organisation der VEM sind die Kirchen der ehemaligen Missionsgebiete und Kolonien, auch die lutherische Kirche Namibias, heute zudem Miteigentümer der Objekte.

Im Falle der Ahnenstäbe – deren Provenienz ausnahmsweise gut belegt ist – sind die Besitzverhältnisse allerdings nicht unumstritten. Der Herero-Häuptling Kukuri hatte sie bei seiner Taufe um 1901 einem Missionar übergeben, was dieser in einem Brief schilderte: ein Akt der Lossagung vom Ahnenkult. Als die hölzernen Stäbe 2018 in Dresden ausgestellt wurden, kritisierte der namibische Historiker Dag Henrichsen, dass diese „heiligen Objekte“ der Herero in Deutschland in Vitrinen gezeigt würden, sei eigentlich undenkbar. Sie könnten hier nicht bleiben.

Fragen wirft zudem ein Grabmalfragment aus Namibia auf, das wohl erst nach dem Herero-Aufstand 1904/5 nach Wuppertal kam. Hier war auch mit Hilfe von Experten, die die lokale mündliche Überlieferung kennen, bislang nichts herauszubekommen – vor allem nicht, wem zu Ehren der mit Büffel-Hörnern geschmückte Stamm errichtet wurde.

Ausbeutung ausgeblendet

Bei den Franckeschen Stiftungen in Halle weiß man dagegen über die Provenienzen relativ gut Bescheid: Die im 17. und 18. Jahrhundert entstandene „Kunst- und Naturalienkammer“, die einzige komplett erhaltene barocke „Wunderkammer“ Europas, zeigt Vogelnester und Tierpräparate ebenso wie Artefakte, etwa aus Indien. Die 30 tamilischen Objekte wurden Kustos Claus Veltmann zufolge Missionaren geschenkt oder von ihnen erworben.

Die Initiative „Halle Postkolonial“ wirft dem Museum vor, die ausbeuterische Kolonialgeschichte auszublenden. Veltmann hält Kritikern entgegen, dass die frühen Missionare mit den Kolonialmächten, die Kulturgüter bei Strafexpeditionen raubten, nichts zu tun hatten. Sein Haus setzt auf Kooperation mit den ehemals missionierten Völkern und arbeitet mit der Tamilischen Evangelischen Kirche eng zusammen.

Die früheren protestantischen Missionsmuseen haben offenbar ihre Rolle in der Vermittlung von Missionsgeschichte und im interkulturellen Dialog gefunden. Im Gegensatz zu Häusern mit kolonialgeschichtlichen Sammlungen hätten sie den lebendigen Austausch mit den „heritage communities“, den Herkunftsgesellschaften, nie abreißen lassen, sagt die Historikerin Ulrike Gilhaus, Leiterin des LWL-Museumsamts für Westfalen. In dem neuen partnerschaftlichen Verhältnis liege eine Chance – etwa für Forschungsprojekte und gemeinsames Kuratieren.

Vorbei geht diese Chance nach Einschätzung von Gilhaus allerdings an den katholischen Sammlungen. Sie sind größtenteils in der Hand von Orden, die immer weiter schrumpfen und die Museen nicht mehr unterhalten können. So musste das bedeutende „Forum der Völker in Werl“ kürzlich schließen, weil die Franziskaner den Standort aufgeben. Kleinere und kleinste Ordenssammlungen lösten Begehrlichkeiten bei Händlern aus, besonders in den Niederlanden gebe es für ethnologische Objekte einen großen Markt, sagt die Museumsexpertin. Die erodierenden Orden hätten „ganz andere Probleme“. Die Debatte um Rückgabe oder Neupräsentation des kolonialen Erbes kommt hier an ihre Grenzen.

Rügen widmet sich aufstrebenden Nachwuchsmusikern

Der Geigenvirtuose Daniel Hope gestaltet das Programm des Festspielfrühlings 2020 auf Rügen und bringt vom 13. bis 22. März Größen der Szene mit aufstrebenden Nachwuchsmusikern zusammen. Dazu gehört der 16 Jahre alte Pianist Maxim Lando, der in den USA ein Shooting-Star sei, sagte Hope in Schwerin als Künstlerischer Leiter bei der Vorstellung seines Programms. „Seit langer Zeit bin ich bei den Festspielen in Mecklenburg-Vorpommern zu Gast und fühle mich dem Festival, dem Land und den wunderschönen Spielstätten sehr verbunden“, sagte Hope. Hope kommt schon rund zwei Jahrzehnte regelmäßig nach Mecklenburg-Vorpommern. Lando und der 17 Jahre alte Cellist Yibai Chen werden demnach mit Daniel Hope und der Neubrandenburger Philharmonie eine Orchestergala in der Göhrener Nordperdhalle geben. Mit Schauspieler Sebastian Koch plant Hope eine musikalische Lesung zum Thema „Paradies – Im Zeichen von Unschuld und Utopie“. Insgesamt sind mehr als 25 Konzerte und Veranstaltungen an zehn Festivaltagen geplant. *dpa*

Festspielfrühling Rügen
Vorverkauf: Telefon (0385) 5 91 85-50, Mail: kartenservice@festspiele-mv.de www.festspiele-mv.de/ticketshop/